

HEYNE <

Zum Buch

Katalonien 1870. Josep erstarrt, als die Schüsse fallen. Aus Angst vor den Schergen, die das Leben des spanischen Ministerpräsidenten auf dem Gewissen haben, flieht Josep über die Grenze ins Languedoc. Im französischen Exil entdeckt er seine Leidenschaft für Wein – und träumt schon bald davon, die Kunst des Weinmachens in seine Heimat zu bringen. Als ihn eines Tages die Nachricht vom Tod seines Vaters ereilt, kehrt Josep zurück. Doch wird es ihm gelingen, in einer Region, in der Winzer wie sein Vater bisher nur Essig erzeugen konnten, süffigen Wein zu keltern? Außerdem ist das Familiengut heruntergekommen, die Rebstöcke tragen kaum Frucht. Und sein Bruder Donat, der rechtmäßige Erbe des Familienbesitzes, überlässt ihm den Hof nur für einen unerbittlich hohen Preis. Josep beginnt gerade, die Schwierigkeiten zu meistern, und er findet eine Frau, Maria del Mar, die seinen Traum teilt. Da taucht jener Mann im Dorf auf, der weiß, dass Josep als Einziger den Mord am Grafen von Reus bezeugen kann. Bleibt Josep wieder nur die Flucht?

Für das Taschenbuch hat Noah Gordon ein Nachwort verfasst. Außerdem findet sich im Anschluss an den Roman ein Interview mit dem Autor.

Zum Autor

Noah Gordon, 1926 in Worcester/Massachusetts geboren, arbeitete lange Jahre als Journalist beim »Boston Herald«. Mit *Der Medicus* gelang ihm ein Weltbestseller, der in Deutschland viele Monate auf der Bestsellerliste stand. Auch seine nachfolgenden Romane wurden sensationelle Erfolge. Noah Gordon hat drei erwachsene Kinder und lebt mit seiner Frau in der Nähe von Boston.

Lieferbare Titel:

*Der Medicus – Der Schamane – Die Erben des Medicus – Der Rabbi –
Der Diamant des Salomon – Der Medicus von Saragossa*

Noah Gordon

DER KATALANE

Roman

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Klaus Berr*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe: THE BODEGA



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

II. Auflage

Copyright © 2007 by Noah Gordon

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008 by

Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © 2009 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlagillustration und Umschlaggestaltung:

Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, München – Zürich

unter Verwendung eines Fotos von © akg-images / Erich Lessing

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-47091-0

www.heyne.de

Für Lorraine, auf ewig

*»Ob nun in Nischapur oder in Babylon,
ob Süßes oder Saures im Kelche fließt,
der Wein des Lebens rinnt, Tropfen um Tropfen,
das Laub des Lebens fällt, Blatt um Blatt.«*

DIE RUBAIYAT des Omar Khayyam

*»Land ist so ziemlich das Einzige,
was nicht davonfliegen kann.«*

DIE LETZTE CHRONIK VON BARSETT

von Anthony Trollope

*»Gesegnet ist, wer seine Arbeit gefunden hat;
er verlange nach keinem anderen Segen.«*

GEGENWART UND VERGANGENHEIT

von Thomas Carlyle

*»Sag mir, wo die Männer sind.
Zogen fort, der Krieg beginnt.
Wann wird man je verstehn?
Wann wird man je verstehn?«*

WHERE HAVE ALL THE FLOWERS GONE?

von Pete Seeger, deutsch von

Max Colpert

ERSTER THEIL

DIE RÜCKKEHR

*Vor dem Dorf Roquebrun
in der Provinz Languedoc in Südfrankreich
22. Februar 1874*

NACH HAUSE ZURÜCK

An dem Morgen, als sich alles änderte, arbeitete Josep im Weinberg der Familie Mendès, und schon bald gingen ihm die Bewegungen wie in Trance von der Hand, er schritt von Rebstock zu Rebstock und entfernte die trockenen, müden Zweige, an denen die Früchte gehangen hatten, die sie im Oktober, als jede Traube saftig gewesen war wie eine reife Frau, geerntet hatten. Er stutzte mit unbarmherziger Hand und hinterließ karge Stöcke, die die nächste Generation von Trauben hervorbringen würden. Es war ein selten lieblicher Tag in einem bis dahin tristen Februar, und trotz der Kühle schien die Sonne mit Macht in den unermesslichen französischen Himmel zu steigen. Wenn er hin und wieder eine verschrumpelte Beere fand, die von den Pflückern übersehen worden war, aß er diese Ferservadou-Rosine mit großem Genuss. Am Ende jeder Reihe schichtete er die Abschnitte zu einem Haufen auf und holte vom vorherigen Feuer eine brennende Rebe, um ihn zu entzünden, und der beißende Rauch erhöhte noch seine Freude an der Arbeit.

Er hatte gerade einen neuen Haufen in Brand gesetzt,

und als er den Kopfhob, sah er Léon Mendès quer durch den Weinberg auf sich zukommen, ohne mit einem der vier anderen Arbeiter ein Wort zu wechseln.

»Monsieur«, sagte er respektvoll, als Mendès dann vor ihm stand.

»Senyor.« Es war ein kleiner Witz zwischen den beiden, dass der Besitzer Josep ansprach, als wäre er der Besitzer und nicht der Arbeiter, aber Mendès lächelte nicht. Er war, wie immer, höflich, aber direkt. »Ich habe heute Morgen mit Henri Fontaine gesprochen, der erst kürzlich aus Katalonien zurückgekehrt ist. Josep, ich habe eine schlechte Nachricht. Dein Vater ist tot.«

Josep fühlte sich, als wäre ein Knüppel auf ihn niedergesaut, und brachte kein Wort heraus. Mein Vater? Wie kann mein Vater tot sein? Schließlich fragte er einfältig: »Was war die Ursache?«

Mendès schüttelte den Kopf. »Henri hat nur gehört, dass er Ende August gestorben ist. Mehr weiß er nicht.«

»Dann muss ich nach Spanien zurück, Monsieur.«

»Aber ist es da auch ... sicher für dich?«, fragte Mendès sanft.

»Ich glaube schon, Monsieur. Ich denke schon lange über eine Rückkehr nach. Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit. Dass Sie mich aufgenommen haben. Und mich so vieles gelehrt haben.«

Mendès zuckte die Achseln. »Das ist doch nichts. Beim Wein hört man nie auf zu lernen. Den Tod deines Vaters bedaure ich sehr, Josep. Ich meine mich zu erinnern, dass du noch einen älteren Bruder hast. Ist das nicht so?«

»Ja. Donat.«

»Wo du herkommst, erbt da der Älteste? Wird Donat den Weinberg deines Vaters bekommen?«

»Wo ich herkomme, ist es der Brauch, dass der älteste Sohn zwei Drittel erbt und alle jüngeren Söhne sich den Rest teilen und eine Arbeit erhalten, die ihnen den Lebensunterhalt sichert. Aber in unserer Familie ist es der Brauch – weil wir so wenig Land besitzen –, dass alles an den ältesten Sohn geht. Mein Vater hatte mir immer zu verstehen gegeben, dass meine Zukunft in der Armee oder in der Kirche liegen würde ... Leider eigne ich mich für beides nicht.«

Mendès lächelte, aber es war ein trauriges Lächeln. »Ich kann dagegen nichts einwenden. In Frankreich hat die Aufteilung des Erbes unter allen überlebenden Kindern zu einigen lächerlich kleinen Höfen geführt.«

»Unser Weinberg umfasst nur vier Hektar. Das ist kaum genug Land, um eine Familie zu ernähren, wenn man nur Trauben erzeugt, aus denen billiger Essig gemacht wird.«

»Eure Trauben sind anfangs ja recht gut. Sie haben angenehme, vielversprechende Aromen – eigentlich viel zu gut für billigen Essig! Vier Hektar können, richtig bestellt, eine Ernte abwerfen, aus der man einen guten Wein machen kann. Ihr müsstet allerdings Keller graben, damit der Wein in der Sommerhitze nicht sauer wird«, sagte Mendès freundlich.

Josep hatte große Achtung vor Mendès, aber was wusste der französische Weinmacher denn schon von

Katalonien oder vom Anbau von Reben, die zur Essigherstellung benutzt wurden. »Monsieur, Sie haben unsere kleinen *cases* mit ihren Lehmböden gesehen«, sagte er zu ungeduldig, weil er gerade vom Schmerz wie betäubt an seinen Vater dachte. »Wir haben keine großen *châteaux*. Es ist kein Geld da für den Bau von prächtigen Höfen mit Weinkellern.«

Es war offensichtlich, dass Monsieur Mendès nicht diskutieren wollte. »Da du den Weinberg nicht erbst, was wirst du in Spanien tun?«

Josep zuckte die Achseln. »Mir eine Anstellung suchen.« Aber mit ziemlicher Sicherheit nicht bei meinem Bruder Donat, dachte er.

»Vielleicht nicht in deinem Dorf? Die spanische Rioja-Region hat einige Weingüter, die sich glücklich schätzen würden, dich zu beschäftigen, denn du bist ein geborener Weinbauer. Du spürst, was die Reben brauchen, und deine Hände sind glücklich in der Erde. Natürlich ist Rioja nicht Bordeaux, aber man macht dort einige ganz passable Rote«, sagte er leichthin. »Aber wenn du je hierher zurückkommen willst, wirst du bei mir sofort wieder Arbeit finden.«

Josep dankte ihm noch einmal. »Ich glaube nicht, dass ich nach Rioja gehen oder in das Languedoc zurückkehren werde, Monsieur. Ich gehöre nach Katalonien.«

Mendès nickte verständnisvoll. »Der Ruf der Heimat ist immer laut. Geh mit Gott, Josep«, sagte er. Dann lächelte er. »Sag deinem Bruder, er soll einen Weinkeller graben.«

Josep lächelte ebenfalls, schüttelte aber den Kopf. Do-

nat würde nicht einmal ein Loch für ein Scheißhaus graben, dachte er.

»Du gehst weg? Ah... Dann viel Glück.« Margit Fontaine, Joseps Vermieterin, nahm die Nachricht von seiner Abreise mit ihrem verstohlenen, verschmitzten kleinen Lächeln auf – sogar mit Freude, wie er vermutete. Sie war zwar eine Witwe in mittleren Jahren, hatte aber noch immer ein schönes Gesicht und einen Körper, der Joseps Herz gerührt hatte, als er sie zum ersten Mal gesehen hatte, aber sie war so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass sie nach einiger Zeit ihren Liebreiz verloren hatte. Sie hatte ihn mit nachlässig bereiteten Mahlzeiten und einem weichen Bett versorgt, das sie manchmal voller Hohn mit ihm geteilt und ihn dabei behandelt hatte, als wäre er ein Schüler in ihrer strengen sexuellen Akademie. »Langsam, mit Bedacht. Zärtlich! *Mon Dieu*, Junge, das ist doch kein Wettrennen!« Es stimmte, dass sie ihm akribisch alles beigebracht hatte, was ein Mann tun konnte. Er war fasziniert gewesen von ihren Lektionen und ihrer Attraktivität, aber es waren nie zärtliche Gefühle zwischen ihnen entstanden, und sein Vergnügen war begrenzt, da sich bei ihm sehr bald eine Abneigung gegen sie entwickelt hatte. Er wusste, dass sie ihn als grobschlächtigen Bauernjungen betrachtete, dem sie erst von Grund auf beibringen musste, wie man eine Frau befriedigte, ein uninteressanter Spanier, der die Regionalsprache Okzitanisch nur schlecht und Französisch so gut wie gar nicht sprach.

Und deshalb brach er mit einem unromantischen

»Adieu!« am nächsten Morgen auf, so, wie er nach Frankreich gekommen war, leise, unbemerkt und ohne jemanden zu stören. Auf einer Schulter trug er eine Stofftasche mit Würsten, einem Baguette und einer Flasche Wasser, auf der anderen Schulter eine zusammengerollte Decke und ein Geschenk von Monsieur Mendès, einen kleinen ledernen Weinschlauch an einem Seilriemen. Die Sonne war kaum zu sehen, der Himmel grau wie ein Taubenhals, der Tag kühl, aber trocken, und die staubige Straße fest – gute Bedingungen für einen Fußmarsch. Zum Glück waren seine Beine und Füße von der Arbeit gestählt. Er hatte einen weiten Weg vor sich und schritt deshalb beharrlich, aber ohne Hast aus.

Sein Ziel an diesem ersten Tag auf der Straße war ein *château* im Dorf Ste. Claire.

Als er dort ankam, ging er zu der kleinen Kirche St. Nazaire und fragte den Priester nach dem Weg zum Weingut eines Mannes namens Charles Houdon, eines Freundes von Léon Mendès, und als er das Gut gefunden und Monsieur Houdon die Grüße von Monsieur Mendès ausgerichtet hatte, erlaubte ihm Houdon, in seinem Fassraum zu schlafen.

Als der Abend hereinbrach, saß er vor den Fässern auf dem Boden und aß Brot und Wurst. Houdons Fassraum war makellos sauber. Die schwere Süße der gärenden Trauben konnte den herben Geruch neuen Eichenholzes nicht überdecken und auch den Gestank des Schwefels nicht, den die Franzosen in ihren Flaschen und Fässern verbrannten, um sie zu sterilisieren. In Südfrankreich wurde sehr viel Schwefel verbrannt, man

hatte große Angst vor allen Krankheiten, vor allem aber vor Phylloxera, einer Seuche, die die Weingärten im Norden vernichtete und verursacht wurde von einer winzigen Laus, der Reblaus, die an den Wurzeln der Stöcke saugte. Dieser Fassraum erinnerte ihn an den auf Mendès' Weingut, auch wenn Léon Mendès rote Weine machte und Houdon nur Weißweine aus der Chardonnay-Traube herstellte, wie Josep erfahren hatte.

Josep bevorzugte Rotwein, und jetzt gestattete er sich einen Schluck aus seinem Schlauch. Der Wein blühte in seinem Mund auf, scharf und rein – *vin ordinaire*, ein gewöhnlicher Wein, den sich in Frankreich auch die Arbeiter leisten konnten, aber doch viel besser als alles, was Josep je in seinem Dorf getrunken hatte.

Er hatte für Mendès zwei Jahre im Weinberg gearbeitet, dann ein weiteres Jahr im Keller und das vierte im Fassraum, wo er die Gelegenheit hatte, Weine zu kosten, deren Qualität er sich nie auch nur hatte vorstellen können.

»Das Languedoc ist bekannt für einen anständigen *vin ordinaire*. Ich mache einen ehrlichen Wein, der etwas besser ist als der ganz gewöhnliche. Manchmal aber auch, aus Pech oder Dummheit, ist er ziemlich minderwertig«, hatte Monsieur Mendès ihm gesagt, »aber meistens ist, Gott sei Dank, mein Wein gut. Natürlich habe ich noch nie einen wirklich *großen* Wein gemacht, einen Jahrhundertwein, wie die Kreationen der berühmten Weinhersteller Lafite oder Haut-Brion.«

Aber Mendès hörte nie auf, es zu versuchen. Wenn er bei seiner unablässigen Suche nach dem höchsten *cru* –

einer Vollkommenheit, die er selbst »Gottes Wein« nannte – einen Jahrgang erzeugte, der Gaumen und Kehle Freude bereitete, dann strahlte er eine ganze Woche lang. »Riechst du das Aroma?«, fragte er Josep dann. »Spürst du die Tiefe, den dunklen Duft, der die Seele reizt, den Blumengeruch, den Pflaumengeschmack?«

Mendès hatte ihm eine Ahnung davon vermittelt, wie Wein schmecken konnte. Es wäre wohl gnädiger gewesen, Josep in Unwissenheit zu lassen. Das dünne, saure Zeug, das die Winzer seines Dorfes herstellten, war armseliger Wein, das erkannte er nun. Pferdepisse, sagte er sich mürrisch. Wahrscheinlich wäre es für ihn besser gewesen, wenn er bei Mendès in Frankreich geblieben wäre und sich bemüht hätte, bessere Jahrgänge zu erzeugen, als jetzt mit der Gefahr zu spielen und nach Katalonien zurückzukehren. Er tröstete sich mit der Vermutung, dass es für ihn inzwischen zu Hause wohl wieder sicher sein würde. Vier Jahre waren vergangen ohne einen einzigen Hinweis darauf, dass die spanischen Behörden ihn suchten.

Die bittere Erkenntnis, dass Generationen seiner Familie ihr Leben vergeudet hatten, um so schlechten Wein zu erzeugen, gefiel ihm nicht. Dennoch waren es gute Menschen gewesen. Hart arbeitende Menschen. Was ihn wieder auf seinen Vater brachte. Er versuchte, sich Marcel Àlvarez vorzustellen, aber er konnte sich nur an kleine, einfache Details erinnern – die großen Hände seines Vaters, das seltene Lächeln. In der unteren Zahnreihe hatte er vorn eine Lücke gehabt, weil ein Schneidezahn fehlte, und die beiden Zähne neben der Lücke

waren schief. Sein Vater hatte auch einen krummen Zeh, den kleinen Zeh seines linken Fußes, weil er immer schlechtes Schuhwerk trug. Manchmal hatte sein Vater ohne Schuhe gearbeitet – er mochte das Gefühl der Erde unter seinen Sohlen und zwischen seinen kno- tigen Zehen. Josep legte sich zurück und schwelgte in Erinnerungen, und während die Dunkelheit durch die beiden hohen Fenster in den Raum drang, gestattete er sich zum ersten Mal ein wahres Gefühl der Trauer. Schließlich schlief er betrübt zwischen den Fässern ein.

Am nächsten Tag wurde die Luft schneidender. Am Abend wickelte Josep sich in seine Decke und ver grub sich in einem Heuhaufen auf einer gemähten Wiese. Das verfaulende Heu war warm, und in ihm fühlte er sich der Kreatur verwandt, die in ihren Höhlen und Bauen auf die Sonne wartete. In dieser Nacht hatte er zwei Träume. Zuerst einen schrecklichen. Dann träumte er zum Glück von Teresa Gallego, und als er aufwachte, erinnerte er sich sehr deutlich an diesen Traum, an jedes köstlich marternde Detail. Eine Traumverschwendung, sagte er sich. Nach vier Jahren war sie bestimmt bereits verheiratet oder arbeitete irgendwo weit vom Dorf entfernt. Oder beides.

Gegen Mitte des nächsten Vormittags hatte er Glück, denn ein Fuhrmann nahm ihn mit auf seinem Karren voller Feuerholz, der von zwei Ochsen mit roten Woll- kugeln auf den scharfen Spitzen ihrer Hörner gezogen wurde. Wenn ein Scheit vom Wagen herunterfiel, sprang Josep ab und sammelte es wieder ein. Ansonsten fuhr er

mehr als drei Fußstunden auf der Ladung in relativer Bequemlichkeit. Leider musste er diese Nacht, seine dritte auf der Straße, ohne jede Annehmlichkeit verbringen. Die Dunkelheit überfiel ihn, als er ein Waldstück durchwanderte. Nirgendwo war ein Dorf oder ein Gehöft zu sehen.

Er glaubte, dass er das Languedoc bereits verlassen hatte und der Wald, in dem er sich jetzt befand, zur Provinz Roussillon gehörte. Tagsüber hatte er nichts gegen den Wald, und als er sich noch mit dem Jagdverein traf, hatte er die Streifzüge durch die Wälder sogar sehr genossen. Aber Dunkelheit im Wald behagte ihm nicht. Es waren weder Sterne noch Mond am Himmel, und es wäre Unsinn, auf dem Waldpfad weiterzugehen, wenn er nichts sehen konnte. Zuerst setzte er sich auf die Erde und lehnte sich an den Stamm einer großen Kiefer, aber das leise Pfeifen des Windes zwischen so vielen Bäumen ließ ihn bald verzagen, und so kletterte er auf die untersten Äste des Baums und stieg dann weiter, bis er eine sichere Höhe erreicht hatte.

Er zwängte sich in eine Astgabel und versuchte, sich mit seiner Decke zu umhüllen, so gut es ging, aber es war nur ein trauriger Versuch, und die Kälte übermannte ihn, während er höchst unbequem auf diesem Ast hockte. Aus der Schwärze um ihn herum kam hin und wieder ein Geräusch. Der Schrei einer entfernten Eule. Der klagende Ruf einer Taube. Ein schrilles ... Etwas, das er für den Schrei eines Hasen oder eines anderen Tiers hielt, das gerade getötet wurde.

Dann, vom Boden direkt unter ihm, das Schaben von

Leibern, die sich aneinanderrieben. Grunzen, Schnüffeln, ein lautes Schnauben, das Kratzen von Hufen in der Erde. Er wusste, dass es Wildschweine waren. Er konnte sie nicht sehen. Vielleicht waren es nur einige wenige, auch wenn er sich in seiner Vorstellung ein großes Rudel ausmalte. Stürzte er, so konnte bereits ein Keiler tödlich sein, mit diesen schrecklichen Hauern und den scharfen Hufen. Bestimmt witterten die Bestien seine Würste und den Käse, aber er wusste auch, dass sie alles fressen würden. Sein Vater hatte ihm einmal erzählt, dass er in seiner Jugend Wildschweine gesehen hatte, die sich auf ein lebendes Pferd mit einem gebrochenen Lauf stürzten und es fraßen.

Josep klammerte sich an seinem Ast fest. Nach einer Weile hörte er, wie die Schweine weiterzogen. Alles war wieder still, und er zitterte vor Kälte. Er hatte das Gefühl, dass die Dunkelheit ewig dauerte.

Als schließlich der Tag anbrach, sah und hörte er keine Tiere mehr. Er kletterte vom Baum herunter und aß von seinen Würsten, während er bereits seinen Weg auf dem schmalen Pfad fortsetzte. Er war müde von der schlaflosen Nacht, aber er marschierte in seinem gewohnten Tempo. Gegen Mittag wurden die Bäume dünner, dann lagen Felder vor ihm, und in einiger Entfernung waren die höheren Berge bereits gut zu erkennen. Als er etwa eine Stunde später die Pyrenäen erreicht hatte, setzte ein heftiger Regen ein, und er suchte Schutz im offenen Tor eines Stalls, der zu einer stattlichen *masia* gehörte.

Im Stall hörten ein Mann und sein Sohn auf, die Lagerstreu ihrer Kühe auszumisten, und starrten ihn an.

»Was ist los?«, fragte der Mann barsch.

»Bin nur auf der Durchreise, Monsieur. Kann ich mich hier einige Augenblicke unterstellen, bis der schlimmste Regen vorbei ist?« Josep sah, dass der Mann ihn sehr eingehend musterte, offensichtlich war er alles andere als erfreut über das, was der Regen ihm gebracht hatte.

»Na gut«, sagte der Bauer und veränderte seine Stellung leicht, sodass er weiter seine scharfe Heugabel schwingen und zugleich den Fremden beobachten konnte.

Der Regen prasselte weiter. Nach einer Weile wollte Josep nicht einfach nur so herumstehen, und er griff sich eine Schaufel, die an der Wand lehnte, und half den beiden bei ihrer Arbeit. Bald hörten sie interessiert zu, als er ihnen von den Wildschweinen erzählte.

Der Bauer nickte. »Hinterhältige Mistviecher, diese verdammten Schweine. Und sie vermehren sich wie die Ratten. Sie sind überall.«

Josep half ihnen, bis der ganze Stall ausgemistet war. Der Bauer war inzwischen beruhigt und freundlich und bot Josep an, im Stall zu übernachten, wenn er wolle. So verbrachte er diese Nacht behaglich und traumlos, mit drei großen Kühen, die auf der einen Seite Hitze abstrahlten, und einem riesigen Haufen warmen Dungs auf der anderen Seite.

Als er am Morgen seine Wasserflasche an einer Quelle hinter dem Haus füllte, sagte ihm der Bauer, er befinde sich westlich eines stark frequentierten Passes über die Berge. »Dort ist die Bergkette am schmalsten. Es ist ein niedriger Pass, und du könntest es in dreieinhalb Tagen

über die Grenze schaffen. Oder, wenn du noch zwei Fußstunden nach Westen gehst, kommst du zu einem höheren Pass. Nur wenige Leute benutzen ihn, weil er um einiges weiter ist als der andere. Du würdest zwei Tage länger brauchen, und du müsstest zum Teil durch Schnee gehen, aber der Schnee ist nicht sehr tief... Außerdem stehen auf diesem Pass an der Grenze keine Posten«, fügte der Bauer wissend hinzu.

Josep fürchtete sich vor Grenzposten. Vor vier Jahren hatte er sich, um den Posten aus dem Weg zu gehen, nach Frankreich gestohlen, hatte immer versucht, kaum erkennbaren Pfaden durch den Bergwald zu folgen, sich dabei aber oft verirrt und in der beständigen Angst gelebt, jeden Augenblick in einen Abgrund zu stürzen, wenn nicht gar von Wachtposten erschossen zu werden. Er hatte gemerkt, dass die Leute, die an der Grenze wohnten, die besten Schmuggelrouten kannten, und nun nahm er den Rat dieses Mannes an.

»Auf dem Weg über den hohen Pass gibt es vier Dörfer, wo du Essen und Unterkunft suchen kannst«, sagte der Mann. »Du solltest in jedem übernachten, auch wenn du vielleicht noch ein paar Stunden Tageslicht vor dir hast, die ein Weiterwandern ermöglichen würden, denn außerhalb der Dörfer gibt es weder Nahrung noch geschützte Stellen zum Schlafen. Das einzige Teilstück des PASSES, auf dem du dich beeilen musst, um nicht von der Dunkelheit überrascht zu werden, ist der lange Weg, der zum vierten Dorf führt.«

Der Bauer sagte Josep, dass der hohe Pass ihn weit im östlichen Teil Aragoniens nach Spanien bringen würde.

»Dort solltest du sicher sein vor den karlistischen Milizen, auch wenn die Kämpfer in den roten Baretten manchmal tief in das Territorium der spanischen Armee vordringen. Im vergangenen Juli kamen sie bis nach Alpens und töteten achthundert spanische Soldaten«, sagte er. Dann schaute er Josep an. »Bist du vielleicht zufällig in diesen Konflikt verwickelt?«, fragte er vorsichtig.

Josep war versucht, ihm zu sagen, dass er das rote Barett beinahe selbst getragen hätte, aber er schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Das ist vernünftig. *Mon Dieu*, ihr Spanier könntet keine furchtbareren Gegner haben, als wenn ihr euch gegenseitig bekämpft«, sagte er, und Josep hätte es beinahe als Beleidigung aufgefasst, aber hatte der Mann denn nicht auch recht? So sagte er nur, dass ein Bürgerkrieg eben hart sei.

»Worum geht es bei dieser Schlächtereier überhaupt?«, fragte der Mann, und Josep sah sich nun genötigt, dem Bauern eine Lektion in spanischer Geschichte zu erteilen. Dass es für sehr lange Zeit nur den erstgeborenen königlichen Söhnen gestattet war, den spanischen Thron zu erben. Dass, vor Joseps Geburt, König Fernando VII., nachdem er hatte zusehen müssen, wie drei seiner Gattinnen kinderlos starben und seine vierte Frau zwei Töchter direkt hintereinander gebar, die *cortes*, die spanische Volksvertretung, überredete, die Gesetze so zu ändern, dass er seine Erstgeborene, Isabel, als künftige Königin einsetzen durfte. Dies hatte seinen jüngeren Bruder, den Infanten Carlos María Isidro, sehr wütend

gemacht, denn er hätte das Königreich geerbt, wäre Fernando kinderlos geblieben. Daraufhin hatte Carlos rebelliert und war nach Frankreich geflohen, während sich in Spanien seine konservativen Anhänger vereinigten, um eine bewaffnete Miliz zu bilden, die seitdem gegen die reguläre spanische Armee kämpfte.

Josep erwähnte allerdings nicht, dass dieser Streit ihn selbst gezwungen hatte, aus Spanien zu fliehen, und ihm die einsamsten vier Jahre seines Lebens eingebracht hatte.

»Mir ist es egal, welcher königliche *cul* auf dem Thron sitzt«, sagte er bitter.

»Ach ja, was bringt es einem vernünftigen, einfachen Mann, sich über solche Sachen den Kopf zu zerbrechen?«, sagte der Bauer, und dann verkaufte er Josep eine kleine Kugel Käse aus Kuhmilch zu einem sehr guten Preis.

Als Josep seinen Aufstieg in die Pyrenäen begann, erwies sich der hohe Pass als kaum mehr denn ein schmaler, gewundener Pfad, der stieg und fiel und stieg und fiel. Er war nur ein Staubkorn in einer unendlichen Weite. Die Berge breiteten sich vor ihm aus, wild und real, scharfe braune Gipfel mit weißen Kappen, die weit vor dem Horizont ins Blaue verblassten. Es gab spärliche Kiefernwälder und dazwischen nackte Klippen, herabgestürzte Felsen, aufgewühlte Erde. Manchmal blieb er an hohen Punkten stehen und genoss, wie im Traum, einen unvermittelt sich bietenden Ausblick. Er fürchtete sich vor Bären und Wildschweinen, stieß aber auf keine

Tiere, nur einmal sah er, weit entfernt, zwei Gruppen Hochwild.

Das erste Dorf, das er erreichte, war nicht mehr als eine winzige Ansammlung von Häusern. Josep gab eine Münze, um auf dem Boden der Hütte eines Ziegenhirten vor dem Feuer schlafen zu dürfen. Es wurde eine elende Nacht wegen des Ungeziefers, winzige schwarze Insekten, die sich nach Belieben an ihm labten. Am nächsten Tag kratzte er beim Gehen ein Dutzend juckende Stellen auf.

Das zweite und das dritte Bergdorf waren größer und besser. Die erste Nacht schlief er vor einem Küchenherd und die zweite auf der Werkbank eines Schusters, ohne Ungeziefer, aber mit dem vollen starken Geruch von Leder in der Nase.

Am vierten Morgen brach er früh auf und schritt kräftig aus, denn die Warnung des Bauern hatte er nicht vergessen. Stellenweise war der Pfad schwierig, aber, wie der Mann gesagt hatte, nur ein kurzes Stück am höchsten Punkt des Passes lag Schnee. Josep war an Schnee nicht gewöhnt und mochte ihn nicht. Er konnte sich gut vorstellen, sich ein Bein zu brechen und zu erfrieren oder in der grässlichen weißen Weite zu verhungern. Im Schnee stehend gestattete er sich nur eine eisige Mahlzeit aus seinem gehorteten Käse, er aß ihn ganz, als wäre er bereits am Verhungern, und ließ jeden kostbaren Bissen langsam in seinem Mund schmelzen, sodass sich das Aroma ausbreiten konnte. Aber weder verhungerte er, noch brach er sich ein Bein; der niedrige Schnee machte ihn zwar langsamer, aber das Gehen war keine Mühsal.

Er hatte den Eindruck, als würden die blauen Berge ewig vor ihm hermarschieren.

Seine Feinde, die Karlisten in den roten Baretten, sah er nicht. Auch seine anderen Feinde, die Regierungstruppen, nicht. Er sah weder einen Franzosen noch einen Spanier, und er hatte keine Ahnung, wo die Grenze sich befand.

Er wanderte noch immer durch die Pyrenäen wie eine Ameise ganz allein auf der Welt, als das Tageslicht langsam schwächer wurde. Aber noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichte er ein Dorf, in dem ein alter Mann vor einem Wirtshaus auf einer Bank saß, und zwei Jungen warfen ein Stöckchen für einen dünnen gelben Hund, der sich nicht rührte. »Hol ihn, du fauler Köter«, rief einer der beiden. Er rief es in Joseps Art des Katalanischen, und so wusste er, dass er bereits sehr nahe an Spanien war.

DAS SCHILD

Sieben Tage später erreichte Josep früh an einem Sonntagmorgen das Dorf Santa Eulalia, wo er gefahrlos auch im Dunkeln hätte gehen können, da er jedes Feld, jedes Gehöft, jeden Baum kannte.

Auf den ersten Blick schien alles unverändert. Als er auf der kleinen Holzbrücke den Fluss Pedregós überquerte, fiel ihm auf, wie dünn das Rinnsal im Flussbett war, eine Folge von sechs Jahren Trockenheit. Er ging die schmale Straße entlang und überquerte die winzige *plaçà*, die begrenzt wurde vom Dorfbrunnen, der gemeinschaftlichen Weinpresse, der Schmiede, dem Lebensmittelgeschäft von Nivaldo, einem Freund seines Vaters, und der Kirche, deren Schutzheilige denselben Namen trug wie das Dorf.

Er traf niemanden, obwohl einige Leute bereits in der Kirche Santa Eulalia waren; im Vorbeigehen hörte er das leise Murmeln ihrer Stimmen bei der Messe. Hinter der Kirchenmauer lagen ein paar Häuser und der Gemüsehof der Familie Casals. Dann kam der Weinberg der Freixas und danach der der Rocas. Und schließlich erreichte Josep den Hof seines Vaters, der zwischen dem

Berg der Fortunys mit den weißen Reben und Quim Torras' Pflanzung roter Reben lag.

Ein kleines Schild war an einen in den Boden gerammten niedrigen Pfosten genagelt: »Zu verkaufen.«

»Ach, Donat«, sagte er bitter. Er hätte darauf kommen können, dass sein Bruder das Land nicht behalten wollte. Doch wütend wurde er erst, als er den Zustand des Weinbergs sah, denn die Reben boten einen erbärmlichen Anblick. Niemand hatte sie gestutzt, sie waren ausgeschossen und wucherten wild, und zwischen den Reihen gediehen Gras, Disteln und Unkraut üppig.

Die *masia* hatte sich von ihrer äußeren Erscheinung her bestimmt nicht verändert, seit Joseps Urgroßvater José Álvarez sie gebaut hatte. Sie war ein Teil des Landes, ein kleines Gebäude aus Steinen und Lehm, das aus der Erde herauszuwachsen schien, mit Küche und kleiner Vorratskammer im Erdgeschoss und einer Steintreppe, die zu zwei kleinen Schlafkammern im ersten Stock führte, sowie einem Dachboden, auf dem unter dem Giebel Getreide gelagert wurde. Die Küche hatte einen Lehm Boden, und der Boden im ersten Stock war verputzt, wobei man den Putz mit Schweineblut getränkt und regelmäßig gewachst hatte, sodass er jetzt aussah wie dunkler, polierter Stein. Alle Decken hatten freiliegende Balken, zurechtgesägt aus Bäumen, die José Álvarez gefällt hatte, als er das Land rodete, um Weinstöcke anzupflanzen, und das Dach bestand aus hohem, hohlem Schilfrohr, das am Flussufer wuchs. Gespalten und miteinander verflochten ergab es eine starke Unterlage für die Dachziegel aus grauem Flusslehm.

Drinnen lag überall Grus. Auf dem Kaminsims in der Küche stand die französische Uhr in ihrem Mahagonigehäuse – das Hochzeitsgeschenk seines Vaters an Joseps Mutter, als sie am 12. Dezember 1848 geheiratet hatten – stumm und unaufgezogen da. Die einzigen anderen Dinge im Haus, die Josep schätzte, waren die Bettstatt und die Truhe seines Vaters; beide waren von ihrem Schöpfer, seinem Großvater Enric Àlvarez, reich mit Weinblattschnitzereien verziert worden. Jetzt war das Schnitzwerk grau vor Staub. Schmutzige Arbeitskleidung lag auf dem Boden und auf den grob zusammengezimmerten Stühlen und dem Tisch, dort neben benutztem Geschirr, das neben Essensresten auch winzige Kügelchen Mäusekot enthielt.

Josep war seit Tagen ununterbrochen zu Fuß unterwegs und zu erschöpft, um viel zu denken oder zu tun. Oben kam es ihm nicht in den Sinn, das Zimmer seines Vaters und dessen Bett zu benutzen. Er zog seine Schuhe aus, ließ sich auf die dünne, klumpige Schlafmatte fallen, die sein Körper vier Jahre lang nicht mehr berührt hatte, und wusste schon nach wenigen Sekunden gar nichts mehr.

Er schlief den ganzen Tag und die Nacht durch und wachte am nächsten Morgen spät und mit schrecklichem Hunger auf. Donat war nirgendwo zu sehen. Josep hatte nur noch einen Schluck Wasser in seiner Flasche. Als er mit einem leeren Korb und einem Eimer zur *placa* ging, sah er die drei Söhne des *alcalde* Àngel Casals auf dem Feld ihres Vaters. Die beiden älteren, Tonio und Jaume,

breiteten Dung aus, und der jüngste – Josep konnte sich an seinen Namen nicht erinnern – pflügte mit einem Maultier. Beschäftigt, wie sie waren, bemerkten sie ihn nicht, als er an ihnen vorbei- und zum Lebensmittel-laden ging.

Im Dämmerlicht des kleinen Geschäfts stand Nivaldo Machado, er sah noch fast so aus, wie Josep ihn in Erinnerung hatte. Dünner war er, falls das überhaupt möglich war, und kahler; die wenigen noch verbliebenen Haare waren völlig grau. Er schüttete gerade Bohnen aus einem großen Sack in einen kleinen, doch dann hielt er inne und starrte mit seinem guten Auge. Das schlechte Auge, das linke, war halb geschlossen.

»Josep? Lobet den Herrn! Josep, du bist am Leben! Meine Seele sei verdammt, bist du es wirklich, Tigre?«, sagte er und benutzte dabei den Spitznamen, mit dem er, und nur er, Josep schon immer gerufen hatte.

Josep war gerührt von der Freude in Nivaldos Stimme und den Tränen in dessen Augen. Die ledrigen Lippen drückten ihm zwei Küsse auf die Wangen, die drahtigen alten Arme umfassten ihn in einer *abraçada*.

»Ich bin es wirklich, Nivaldo. Wie geht es dir?«

»So gut wie eh und je. Bist du noch immer Soldat? Wir alle dachten, du wärest bestimmt schon tot. Wurdest du verwundet? Hast du die halbe spanische Armee getötet?«

»Die spanische Armee und die Karlisten waren beide vor mir sicher, Nivaldo. Ich war kein Soldat. Ich habe in Frankreich Wein gemacht. Im Languedoc.«

»Wirklich, im Languedoc? Wie war es dort?«

»Sehr französisch. Das Essen war gut. Aber im Augenblick bin ich am Verhungern, Nivaldo.«

Nivaldo lächelte, sichtlich glücklich. Der alte Mann warf zwei Äste ins Feuer und stellte den Schmortopf auf den kleinen Ofen. »Setz dich.«

Josep nahm sich einen der zwei wackligen Stühle, während Nivaldo zwei Becher auf den winzigen Tisch stellte und aus einem Krug eingoss. »*Salut*. Willkommen zu Hause.«

»Danke. *Salut*.«

Gar nicht so schlecht, dachte Josep, als er den Wein trank. Na ja ... dünn und sauer und beißend, so wie er ihn in Erinnerung hatte, aber doch tröstend vertraut.

»Es ist der Wein deines Vaters.«

»Ja ... Wie ist er gestorben, Nivaldo?«

»Marcel schien einfach ... sehr müde zu werden in diesen letzten Monaten seines Lebens. Und dann eines Abends saßen wir genau hier und spielten Dame. Er bekam Schmerzen im Arm. Er wartete ab, bis er das Spiel gewonnen hatte, und sagte dann, er gehe nach Hause. Er muss unterwegs tot umgefallen sein. Dein Bruder Donat fand ihn auf der Straße.«

Josep nickte ernst und trank einen Schluck Wein. »Donat. Wo ist Donat?«

»In Barcelona.«

»Was tut er dort?«

»Er lebt dort. Verheiratet. Hat eine Frau geheiratet, die er dort kennengelernt hat, wo sie beide arbeiten, in einer der Tuchfabriken.« Nivaldo schaute ihn an. »Dein Vater hat immer gesagt, wenn die Zeit kommt, wird

Donat schon seine Verantwortung für den Weinberg übernehmen. Na ja, die Zeit ist gekommen, aber Donat will den Weinberg nicht, Josep. Du weißt, dass er diese Art von Arbeit nie gemocht hat.«

Josep nickte. Er wusste es. Beim Geruch des sich erwärmenden Eintopfs musste er schlucken. »Und, wie ist sie so? Die Frau, die er geheiratet hat?«

»Recht nett. Rosa Sert heißt sie. Aber was kann ein Mann schon sagen über die Frau eines anderen Mannes, allein vom Anblick? Still, ein wenig unscheinbar. Sie war ein paar Mal mit ihm hier.«

»Meint er das mit dem Verkauf wirklich ernst?«

»Er braucht Geld.« Nivaldo zuckte die Achseln. »Ein Mann spürt den Geldmangel, wenn er sich eine Frau nimmt.« Er holte den Topf vom Herd, nahm den Deckel ab und löffelte eine großzügige Portion auf einen Teller. Kaum hatte er dann einen Ranken Brot abgeschnitten und Wein nachgegossen, schaufelte Josep sich bereits Essen in den Mund und schmeckte schwarze Bohnen, Wurst und viel Knoblauch. Wäre es Sommer gewesen, dann wären es grüne Bohnen, Auberginen, vielleicht Kohlrabi gewesen. Plötzlich glaubte Josep, Schinken, Stücke flachsigen Hasens, Zwiebeln und Kartoffeln im Mund zu haben. Es hieß, dass Nivaldo seinen Schmortopf selten auswusch, denn wenn der Inhalt geringer wurde, fanden immer wieder neue Zutaten ihren Weg in den Eintopf.

Josep leerte seinen Teller und ließ sich eine zweite Portion geben. »Hat irgendjemand Interesse am Kauf?«

»Es gibt immer ein paar Leute, die sich für Land inte-

ressieren. Roca würde töten dafür, aber er schafft es einfach nicht, das Geld aufzubringen. Dasselbe gilt für fast alle anderen, es ist überhaupt kein Geld da. Aber Àngel Casals will Land für seinen Sohn Tonio.«

»Der *alcalde*? Aber Tonio ist sein Erstgeborener?!«

»Er ist dem Weinbrand verfallen und meistens betrunken. Àngel kommt nicht gut aus mit ihm und will ihm den Hof nicht anvertrauen. Die beiden jüngeren Söhne sind gute Arbeiter, er plant, alles ihnen zu hinterlassen, und deshalb sucht er Land für Tonio.«

»Hat er schon ein Angebot gemacht?«

»Noch nicht. Àngel wartet ab und lässt Donat schwitzen, sodass er ihm das Land für den günstigsten Preis abluchsen kann. Àngel ist der Einzige, den ich kenne, der es sich leisten kann, einen Sohn mit gekauftem Land auszustatten. Das Dorf wird immer ärmer. Alle jüngeren Söhne gehen weg, um woanders zu leben, wie du es auch getan hast. Keiner von deinen Freunden ist noch hier.«

»Manel Calderón?«, fragte Josep beiläufig.

»Nein. Auch von ihm habe ich seit vier Jahren nichts mehr gehört«, sagte Nivaldo, und Josep spürte eine vertraute Angst.

»Guillem Parera?«, fragte er und nannte den Namen eines Mitglieds des Jagdvereins, der sein engster Freund gewesen war.

»Scheiße, Josep. Guillem ist tot.«

»O nein.« Und Josep dachte: Ich hab's dir gesagt. Du hättest bei mir bleiben sollen, verdammt, Guillem.

»Alles in Ordnung mit dir, Tigre?«, fragte Nivaldo scharf.

»Was ist ihm passiert?«, fragte er und fürchtete die Antwort.

»Nachdem er mit dir und den anderen weggegangen war, verließ er offensichtlich ebenfalls die Armee. Wir hörten, dass er in València aufgetaucht war und Arbeit bei der Kathedrale gefunden hatte, die gerade renoviert wurde. Er musste diese großen Steinblöcke bewegen, und einer kam ins Rutschen und zerschmetterte ihn.«

»O je ... Wie furchtbar, so zu sterben.«

»Ja. Eine sterbende Welt, mein junger Freund.«

O Gott, der arme Guillem. Unruhig und niedergeschlagen stand Josep schließlich auf. »Ich brauche Bohnen, Reis. *Xoriço* – ein großes Stück. Nivaldo, wenn du so freundlich wärst? Und Öl und Schmalz.« Der alte Mann suchte die Ware für ihn zusammen und steckte ihm als Willkommensgeschenk noch einen kleinen Kohlkopf mit in den Korb. Für Eintopf oder Wein verlangte er von keinem etwas; doch Josep gab Nivaldo beim Bezahlen ein paar Münzen extra. So zeigte man sich erkenntlich.

Er konnte sich die Frage nicht verkneifen. »Ist Teresa Gallego noch hier?«

»Nein. Sie hat vor ein paar Jahren geheiratet, einen Schuster, Lluís ... Montrés, Mondrés ... irgendwas in der Richtung, ein Vetter der Calderóns, der eines Tages aus Salamanca für einen längeren Besuch ins Dorf kam. Bei der Hochzeit trug er einen weißen Anzug, und er spricht Kastilisch wie ein Portugiese. Er hat sie mitgenommen nach Barcelona, wo er an der Sant Domènec einen Schusterladen besitzt.«

Josep, dessen Befürchtungen Wirklichkeit geworden waren, nickte nur und schmeckte die Bitterkeit des Bedauerns. Er faltete seinen Traum von Teresa zusammen und steckte ihn weg.

»Erinnerst du dich noch an Maria del Mar Orriols?«, fragte Nivaldo.

»Jordi Arnaus Mädchen?«

»Ja. Er ließ sie mit einem dicken Bauch zurück, als er sich mit eurem Haufen aus dem Staub machte. Sie hat einen kleinen Jungen bekommen, Francesc heißt er. Später heiratete sie deinen Nachbarn, Ferran Valls, der dem Kind seinen Namen gab.«

»Ferran.« Ein älterer, stiller Mann. Kurz, aber breit, großer Kopf. Witwer, keine Kinder.

»Auch er ist schon tot, Ferran Valls. Schnitt sich in die Hand und wurde ziemlich schnell vom Fieber dahingerafft, kaum ein Jahr nach ihrer Hochzeit.«

»Wo lebt sie jetzt?«

»Valls' Weinberg gehört jetzt Maria del Mar. Im vergangenen Jahr lebte Tonio Casals eine Zeit lang bei ihr. Einige fürchteten schon, sie würden heiraten, aber sie hat ziemlich schnell gemerkt, dass er gemein ist wie eine Schlange, wenn er trinkt – und er trinkt immer. Sie hat ihn davongejagt. Seither bleiben sie und ihr Junge für sich. Sie arbeitet schwer, bestellt das Land, als wäre sie ein Mann. Züchtet Trauben und verkauft den Wein für die Essigherstellung wie jeder hier.« Nivaldo schaute ihn an. »Ich habe auch einmal das Soldatenleben an den Nagel gehängt. Willst du erzählen, was dir widerfahren ist?«

»Nein.«

»Es hat sich alles geändert, dort in Madrid, aber nicht so, wie dein Vater und ich gehofft hatten. Wir hatten auf das Pferd gesetzt, das nicht gewann«, sagte Nivaldo schwer, und Josep nickte. »Kann ich noch irgendwas tun, um dich daheim willkommen zu heißen?«

»Ich könnte noch einen Teller Eintopf vertragen«, sagte Josep, und der alte Mann stand auf, um ihn zu holen.

Josep ging auf den Friedhof und fand das Grab dort, wo Nivaldo es ihm beschrieben hatte. Neben der Grabstätte seiner Mutter war für seinen Vater kein Platz mehr gewesen. Ihr Grab sah noch genauso aus wie früher.

MARIA ROSA HUERTAS

EHEFRAU UND MUTTER

2. JANUAR 1835 – 20. MAI 1860

Sein Vater lag am Rand des Friedhofs, in der südöstlichen Ecke, direkt links neben dem Kirschbaum. Die Kirschen auf diesem Baum waren jedes Jahr große dunkle Versuchungen. Die meisten Dorfbewohner mieden die Früchte, weil sie fürchteten, dass die Leichen in den Gräbern sie genährt hatten, aber sein Vater und Nivaldo hatten die Kirschen immer gepflückt.

Die Erde auf dem Grab seines Vaters hatte bereits Zeit gehabt, sich zu setzen, aber sie war noch nicht mit Gras bewachsen. Josep trauerte und zupfte abwesend das wenige Unkraut heraus. Wenn er an Guillems Grab gestan-

den hätte, hätte er seinem alten Freund ein paar Worte gesagt, aber zu seinen Eltern spürte er keine Nähe. Er war acht Jahre alt gewesen, als seine Mutter starb, und sein Vater und er hatten nie irgendetwas von Bedeutung zueinander gesagt.

Das Grab seines Vaters hatte noch keine Gedenktafel. Er würde eine machen müssen.

Schließlich verließ er den Friedhof und kehrte auf die *plaça* zurück. Er knotete seinen Eimer an das Seil und ließ ihn in den Brunnen fallen, wobei ihm die Zeitspanne bis zum Aufklatschen auffiel. Der Wasserspiegel war niedrig, was er schon am Fluss bemerkt hatte. Nachdem er den randvollen Eimer hochgezogen hatte, trank er ausgiebig, füllte ihn dann noch einmal und trug ihn vorsichtig nach Hause, wo er das Wasser in zwei *càntirs* umgoss, Wasserkrüge, die es kühl halten würden.

Als er diesmal am Feld des *alcalde* vorbeikam, wurde er bemerkt. Tonio und Jaume hielten mit der Arbeit inne und schauten zu ihm herüber. Jaume hob die Hand, um ihn zu begrüßen. Josep hatte die Hände voll mit dem Korb und dem Eimer, aber er rief ihnen zum Gruß ein freundliches »*Hola!*« zu. Als er einige Minuten später den Eimer absetzte, um seine abgestorbene Hand zu bewegen, blickte er sich um und sah, dass der jüngste der Casals-Brüder – der Junge hieß Jordi, wie ihm plötzlich wieder einfiel – ihm nachgeschickt worden war, um sich zu versichern, dass es sich tatsächlich um Josep Àlvarez handelte, der nach Hause zurückgekehrt war.

Als er die Àlvarez-*masia* erreicht hatte, stellte er den Korb und den Eimer auf die Erde. Das hölzerne »Zu

verkaufen«-Schild ließ sich leicht aus dem Boden ziehen, und er schwenkte es ein paar Mal über dem Kopf, bevor er es in ein dichtes Gestrüpp segeln ließ.

Als er dann die Straße noch einmal hinabschaute, musste er grinsen: Der junge Jordi Casals rannte davon wie ein aufgeschrecktes Tier, um seinem Vater und seinen Brüdern zu erzählen, was er gerade mitbekommen hatte.

DAS NEST AUSPUTZEN

Die Spuren von Donats schlampiger Haushaltsführung widerten Josep an, doch als er dann anfangen zu arbeiten, zog es ihn nicht in die *casa*, sondern in den Weinberg. Er jätete Unkraut und stutzte die Reben, dieselben Arbeiten, die auch seine letzten Tätigkeiten in Mendès' größerem Weinberg gewesen waren. Was er gut und mit Stolz in Frankreich für Lohn getan hatte, tat er jetzt mit überwältigender Freude auf diesem kleinen verwilderten Stück Land, das seit einhundertacht Jahren seiner Familie gehörte.

Weit zurück in den frühen Tagen der spanischen Landwirtschaft waren seine Vorfahren zuerst Leibeigene und dann Tagelöhner in den Getreidefeldern des verarmten Galicien gewesen. Die Dinge änderten sich für die Álvarez' im Jahr 1766, als es König Carlos III. auffiel, dass ein Großteil des Landes nicht bewirtschaftet wurde, während sich in den Dörfern die Männer ohne Land drängten, was eine politisch gefährliche Situation darstellte. Der König hatte dem Conde de Aranda, einem militärischen Führer, der sich als Capitán General der Streitkräfte ausgezeichnet hatte, den Auftrag erteilt, eine